Manuela Johanna Covini

DIE LETZTE PLASTIK

Mythen, Fossilien und Codes einer untergegangenen Ära

Eine archäologische Rekonstruktion

Lecture- Performance, 30.10.2026, Group Global 3000, Berlin

Verehrte Anwesende. Meine Damen und Herren.
Verzeihung.
Ich muss mich korrigieren: wir sind ja anachronistische Besucherinnen und Besucher, denn ich stehe heute vor Ihnen als praktizierende Archäologin aus dem Jahr **2126**. Ich arbeite/ werde also in hundert Jahren am Institut für Tiefenvergleichende Gegenwartskunde in Berlin-Dahlem arbeiten. Meine Abteilung rekonstruiert untergegangene Zivilisationen. Nicht anhand ihrer Tempel. Nicht anhand ihrer Bücher – Tempel lügen, Bücher lügen.

Abfall – Abfall lügt nicht. Abfall ist das ehrlichste Selbstporträt, das eine Spezies hinterlassen kann.
In Abfall wühlen - Sie denken jetzt vermutlich: Hoffentlich habe ich meinen Browserverlauf gelöscht.

Beruhigen Sie sich. Der rostete schon vor Ihnen weg.

Ich berichte heute über eine Ausgrabung, die genau hier stattfinden wird. In hundert Jahren. Die Funde liegen bereits vor uns. Sie sehen sie hier hängen. Sie nannten das hier eine Ausstellung.
Wir nennen es eine Fundstelle mit Fragmenten einer Zivilisation, die im Rückblick nach ihrem charakteristischsten Werkstoff benannt wurde: Plastik – und so sprechen wir von der Ära des Plasticozän.

Benannt nicht nach einem König, nicht nach einer Schlacht, sondern nach dem Material, das Sie für Fortschritt hielten.

Sie selbst nannten diese Epoche übrigens anders.

Sie nannten sie: freie Marktwirtschaft.

An dieser Stelle noch kurz ein Hinweis in eigener Sache vorweg: Mein Institut gehört zum Zentralarchiv für Fiktive Evidenz. Bitte merken Sie sich diesen Hinweis.

Denn in meinem Metier werden Randbemerkungen oft zur Hauptsache.

(Kittel anziehen, Plastikhandschuhe überziehen – das Plastikrascheln ist hörbar. Blick auf die eigenen Hände.)

Sie fragen sich vielleicht, warum ich nun Plastikhandschuhe trage. Wir nennen das am Institut „die Methode der kontrollierten Komplizenschaft“. Und Sie werden gleich sehen, dass „Komplizenschaft“ hier kein Fachbegriff ist. Sondern ein Geständnis.

Im Zentrum meiner Ausgrabung dreht sich also alles um das, was wir ***Plastik Primordialis*** nennen – das neue Urfossil.
Ein Oxymoron, ich weiß. Das ist ein Relikt, das die **Widersprüche und die Hybris einer Kultur offenbart**, die ihre eigenen Schöpfungen nicht mehr kontrollieren konnte.

So sind Funde hier, Zeugnis Ihres Scheiterns.

(Deutung mit dem Laserpointer auf die Ton-Repliken an den Wänden.)

Sprechen wir zuerst über diese Fundstelle. Was erwartet man als Archäologe, wenn man nach den Spuren einer hochentwickelten Zivilisation gruben? Architektur. Schrift. Kunst.

Wir genau das haben wir gefunden: Fragmente aus Plastik, und sie sind dreifach lesbar: als Fossilien, als Heiligtümer, als Schriftzeichen. Lassen Sie mich also ausholen: Diese Fundstelle hier läuft in unserem Institut unter der Bezeichnung **KB-2126-GG3000**.

Die Stratigraphie des Ortes ist aufschlussreich. Ganz unten, unter allem, die Erbauer: um 1900. Eichenbalken, Kalkmörtel. Gemacht von einer Generation, die noch keine Schichten hinterließ, sondern Wände.

Darüber die Achtziger: Asbest, Blei in den Wandfarben.
Darüber die Neunziger: alles glattgezogen.

Und darüber, dick und dicht: das erste Viertel des 21. Jahrhunderts. Die Schicht, um die es heute geht.
Der Raum selbst gehört zu einem Typus, den unsere Fachliteratur als *Kunstraum* bezeichnet. Weiß getüncht, halb Tempel, halb Ladenlokal. Ein Raumformat, das in Berlin besonders häufig vorkommt: Waren, die niemand brauchte, betrachtet von Menschen, die nichts kauften.

Die Objekte, die wir hier fanden, lagen in situ. Unser Fachterminus für: genau dort, wo jemand sie fallen ließ, weil er keine Lust mehr hatte.

Dennoch – ein bemerkenswerter Ort. Man verkaufte zwar nichts. Aber man zeigte Kunst, die sich „nachhaltig“ nannte. Unsere Philologen haben das Wort mühsam von „halten“ rekonstruiert. Was genau gehalten werden sollte, hat aber zu jener Zeit niemand richtig dokumentiert. Vermutlich: die Gewohnheit.

Dieser Ort war, soweit wir wissen, der letzte Ort, an dem über das Ende des Plastikzeitalters nachgedacht wurde – bevor das Plastikzeitalter sein Ende selbst dachte.

Die KohlenstoffDatierung ergibt ein erstaunlich einheitliches Bild.

Viele Gegenstände wurden 2025 hergestellt und Anfang 2026 bereits wieder entsorgt.
Wir haben alles taxonomisch geordnet: *Flaschus petrovorus*, die PET-Flasche. *Sacculus omnis*, der Einmalbeutel. Und der beliebteste Fund: *Stillus humilis*, der Coffee-to-go-Becher.

Durchschnittliche Nutzungsdauer: Zwölf Minuten, meine Damen und Herren, gegen vierhundert Jahre Nachleben.
Das Verhältnis von Aufwand und Nutzen war so absurd, dass unsere Historiker zunächst von einem Kultobjekt ausgingen. Und ich muss Ihnen sagen: Sie hatten nicht so unrecht. Eine religiöse Deutung erschien durchaus plausibel.

Dann immer wieder gefunden: der Velox consumens – die Verpackung. Das rätselhafteste Artefakt der gesamten Ära. Auch hier vermuten wir ein religiöses Ritual.

Die Verpackung muss einem Opferkult gedient haben: Man schuf ein Ding, um es zu opfern, damit man ein anderes Ding besitzen konnte. Der Inhalt wurde konsumiert. Nur die Hülle – das Opfer – blieb zurück.

Funktionsverlust als Vollendung: Eine sehr bemerkenswerte Form des Glaubens.

Die meisten dieser Fragmente sind übrigens nicht zuordenbar. Und das ist das eigentlich Beunruhigende.

Hier halte ich ein Bruchstück in der Hand und kann Ihnen als Wissenschaftlerin nicht sagen, ob es einst ein Werkzeug war, ein Heiligtum – oder ein Körperteil.

Ja – Körperteil, Sie haben richtig gehört. Denn diese Spezies hatte begonnen, sich selbst zu industrialisieren. Wir fanden Kunststoffe in den Körpern: Gelenke, Klappen, Gefäße, Implantate, Drähte im Herzen.

In Ihnen. Wir haben Ihre Epoche in Ihren Körpern wiedergefunden: Mikroplastik im Blut. Sie hatten es ja selbst gemessen. Ihre Zeitungen haben darüber berichtet.

Wir sprechen hier von einer Spezies, die sich selbst einverleibte, was sie wegwarf.

Quasi ein Porträt aus Abfall.

Aber ein Fundstück allein erklärt noch keine Zivilisation. Wir müssen wissen, woran diese Menschen glaubten. Und so kommen wir zur Zivilisationslogik.

Das Weltbild

Jede Zivilisation hat einen Schöpfungsmythos. Auch diese.

Wir haben ihn rekonstruiert. Er ist kurz und erschreckend logisch:

Am Anfang war das Öl. Und das Öl war gut.

Mittlerweile können wir mit Bestimmtheit sagen: Der Mensch des Plasticozäns glaubte an drei große Gottheiten.

Die erste hieß Wachstum.
Der Gott des „Mehr“.
Sein Tempel war der Supermarkt, sein Priestertum die Werbung. Sein Gebot: „Du sollst immer noch eins mitnehmen. Es ist im Angebot. Oder es gibt mich im Dreierpack.“

Er war ein Gott ohne Gestalt, ohne Gesicht – aber mit einem präzisen Opferkalender:

Quartalsberichte.

Dem Wachstum wurde geopfert, was da war.
Öl, Wälder, Atemwege, Nachmittage.

Klar - es gab Gegenspieler, Propheten. Man nannte sie Ökonomen. Das Wort *Oikos* bedeutet Haus, *nomos* Ordnung. Ökonomie wäre demnach die Kunst, das gemeinsame Haus zu bewirtschaften.

Ein wirklich gutes Konzept. Aber es hat sich nicht durchsetzen können – wir vermuten, dass Öknomie unter den Begriff Ketzerei fiel.

Die zweite Gottheit hieß Bequemlichkeit.
Ein sanfter Gott. Er verlangte keine Opfer. Das war sein Genius. Man erkennt ihn gut an einem seiner typischen Kultgegenstände: Zum Beispiel dem Joghurtbecher.

Rechnen wir nach: Elf Minuten Nutzen stehen vierhundert Jahre Abfall gegenüber. Der Mensch jener Zeit kaufte sich einen winzigen Moment Bequemlichkeit – und ließ dafür etwas zurück, das tausendmal länger existiert als er selbst.

Ein Tauschgeschäft mit der Unendlichkeit.

Und wir graben ihn aus, den Joghurtbecher.

Die dritte Gottheit – und hier wird es archäologisch spannend – war die heimlichste, die mächtigste, die listigste: der Kreislauf. Die Göttin der Hoffnung. Ihr Zeichen trugen fast alle Objekte: drei Pfeile, die sich ewig jagen. In manchen Schriften wird diese Göttin als *Recycling-Trinität* geführt.

Sie war die beliebteste Gottheit dieser Epoche – auch sie verlangte nichts. Kein Opfer, keine Umkehr, keine Tat. Keine besonders große Anstrengung.

Diese Gottheit gab: Mit ihren drei Pfeile auf der Verpackung. Dieses Symbol brachte ein gutes Gefühl. Mit ihr wurde es eine Religion ohne jede Verpflichtung – man könnte boshaft sagen: endlich eine Religion, die hervorragend zum Konsum passte.

Fakt war - kein Götze jener Ära war so oft abgebildet, so häufig angebetet und so gründlich ignoriert wie dieser. Man druckte ihn auf sechs Milliarden Objekte – und warf die Objekte dann ins Meer. Die *frommeste Form der Heuchelei*. Der Ablasshandel des 21. Jahrhunderts: ein kleines Dreipfeilsymbol, und die Seele war rein.

Genauso die „Die Recycling-Tonne“: Ein Altar, an dem sie ihre Sünden ablegten – ohne zu bereuen.

Ornamente der Hoffnung.

Die Prophezeiung vom „Großen Kompostieren“ – nichts anderes als ein Messias-Glaube: „irgendwer wird schon kommen und den Müll beseitigen“ – auch diese Erlösung war delegierbar.

Die Menschen von 2026 hatten eine Eschatologie ohne Ökosophie – das bedeutet, es gab damals schon Erzählungen und Berechnungen des Untergangs, aber es fehlte an Weisheit, einfach aufzuhören, bevor genau dieses Ende kommt.

Und damit, meine Damen und Herren, kommen wir zum springenden Punkt dieser Ausgrabung. Und ich bitte Sie, das festzuhalten:

Diese Menschen wussten alles. Es gab keine Unwissenheit.
Die wissenste Zivilisation der Menschheitsgeschichte kannte die Verschmutzung der Meere, die Langlebigkeit ihrer Abfälle, die Risiken ihres Handelns – und setzte ihre Lebensweise trotzdem fort.

Wir nennen dieses Phänomen in der Forschung nicht mehr „Ignoranz“.

Wir nennen es Liturgie: Wissen, das in Handlungen rituell umgekippt wird, damit es dort gefahrlos liegen kann.

Der Plastik-Mensch von 2026 war nicht böse. Er war fromm. Und diese Frömmigkeit war die haltbarste Verpackung die je produziert wurde - die Verpackung der Verantwortungslosigkeit.

Frömmigkeit spricht nicht nur in Handlungen. Sie spricht in Zeichen und die Plastik-Ära hinterließ eine Schrift.
Aber keine Poesie.

Und damit zum dritten, dem schwierigsten Teil meiner Arbeit: der Entzifferung.

Die Entzifferung – nehmen wir nochmals das Recycling-Zeichen.

Das berühmteste Symbol der Epoche, Sie kennen es inzwischen. Drei Pfeile, die sich ewig drehen – ein Möbiusband der reinen Hoffnung. Wir haben Millionen davon gefunden.

Doch der Umlauf echten Recyclings lag bei 9,15 Prozent.

Technisch nennen wir das: ein Gebet ohne Adressat.

Oder der Grüne Punkt.
Ein kleines Signet, das wir anfangs für ein Markenzeichen hielten, dann für ein Qualitätssiegel – bis wir begriffen: Es ist ein Ablaßzettel, gegen Gebühr erworben. Diese Zivilisation rehabilitierte ihr eigenes Ablasswesen, ohne jedes Schuldgeständnis.

Fünfhundert Jahre nach Luther: wieder ist ein Ablass im Umlauf. Das muss man der Epoche lassen: Sie war effizient. Der Grüne Punkt – ein Heiligenschein für Waren, verliehen gegen eine Gebühr.

Und dann gab es den Barcode. Später der QR-Code. Die eigentliche heilige Schrift. Heilig schon deshalb, weil sie niemand ohne Priester lesen konnte – und die Priester waren Maschinen. Um die Codes zu lesen, reichten gebildete Augen nicht mehr.

Es brauchte Scanner, Bildschirme, Apparate. Zu jedem Lesen ein neues Gerät – erst der Scanner, dann das Smartphone, dann wieder das neueste Smartphone. So band die Plastik-Ära ihr Wissen nicht mehr an den Menschen, sondern an seine Geräte.

Wer das Gerät nicht hatte, war Analphabet im eigenen Zeitalter.

Wir fanden viele davon. Nicht die Analphabeten – die Geräte. Am Meeresgrund.

Am aufschlussreichsten aber war die Sprache selbst.

Zum Beispiel das Wort „recycelbar“. Grammatikalisch das interessanteste Fundstück der gesamten Grabung.

„Recycelbar“ – das ist eine Fähigkeit – kein Ereignis. Es hieß: man könnte. Es hieß nie: man tut.

Eine perfekte Grammatik des Nichtstuns. Mit einem einzigen Adjektiv hat diese Zivilisation ihr Gewissen sprachlich so aufgelöst, dass es in der Sinkgrube nicht mehr nachweisbar war.

Damals sprach man auch von „Wegwerfgesellschaft“ – und sie merkten nicht, dass sie dabei tatsächlich ihre eigene Gesellschaft wegwarfen.

Sie sagten „Umwelt“ – als stünde der Mensch in einem Vorraum der Welt. Dabei kann der Mensch nicht getrennt von der Welt gedacht werden; er ist Teil der Welt, der Mensch ist in die Welt verwoben...

Und sie sagten „Plastik“ – und meinten beides. Das Material und die Skulptur.

Wir haben das lange für einen Zufall der Sprache gehalten. Ein Glossator-Etikett.

Erst spät begriffen wir: Das war keine Doppeldeutigkeit.

Das war die Selbstdiagnose einer ganzen Epoche. Und sie beantwortet die Frage, die ich Ihnen noch schulde.

Die letzte Plastik

Was war also die letzte Plastik?

Sie erwarten vielleicht ein Datum. Ein Verbot. Eine Erfindung. Ein neues Material, das endlich alles besser macht.

Aber die Frage ist komplizierter.

Unser Materialwissenschaftler glaubte, das diese Zivilisation auf dem Polymer basiert. Er irrte sich. Das entscheidende Material war nicht der Stoff. Es war die Formbarkeit. Die Plastizität.

Diese Gesellschaft formte Waren. Sie formte Bedürfnisse, Gewohnheiten, Identitäten und Vorstellungen von einem guten Leben. Sie formte ihre Umwelt – und wurde dabei selbst geformt.

Sie wollte alles verfügbar machen. Alles verändern. Alles ersetzen.

Und irgendwann schien auch das ersetzbar zu werden, was eigentlich nicht ersetzbar ist: Zeit, Aufmerksamkeit, Verantwortung, Zukunft.

Darin fanden wir dann den zweiten Hinweis:

Das Plasticozän hatte für ihr Finale ein Material gewählt, das kein Finale zulässt.

Plastik verrottet nicht. Plastik bewahrt Spuren. Jede Delle, jeden Zahnabdruck, jede Hitze, jede Geschichte. Plastik vergisst nichts. Es zerfällt nicht in etwas anderes – es zerfällt nur in immer kleinere Versionen seiner selbst.

Eine Wegwerfgesellschaft hatte sich ausgerechnet ein Gedächtnis geschaffen, das sie nicht wegwerfen konnte.

Was man nicht wegwerfen konnte, finden wir 2126 immer noch als größte zusammenhängende Ansammlung dieser Hinterlassenschaften - im Ozean.

Eine junge Kollegin betrachtete diese Vermessungsdaten und sagte dann einen Satz, den ich nie vergessen werde:

„Das ist keine Deponie. Das ist ein Atelier.“

Doch das Meer (diesmal mit zwei e) hatte keine Skulptur geplant.

Milliarden Menschen hatten daran mitgewirkt, ohne das Gesamtwerk zu sehen. Sonne, Salz, Wellenschlag und Strömungen formten nur weiter, was wir hinterlassen hatten.

(Pause. Blick zu den Tonabgüssen.)

An dieser Stelle muss ich Ihnen eine methodische Unredlichkeit gestehen. Sie haben sich vielleicht gefragt, warum eine seriöse Ausgrabung Repliken an die Wand hängt. Tonabgüsse. Archäologen dokumentieren normalerweise mit Fotos, mit Zeichnungen, mit Daten. Warum Plastiken?

Und jetzt komme ich zur angekündigten Randbemerkung: Ich wiederhole mich jetzt: Mein Institut gehört zum Zentralarchiv für Fiktive Evidenz. Aber ich bin nicht nur Archäologin. Ich bin auch Bildhauerin.

Und so sind die Tonabgüsse an diesen Wänden meine Fundberichte.
Aus den Hinterlassenschaften Ihrer Zivilisation habe ich dreidimensionale Bilder gemacht.

Und damit bin ich selbst Teil der Geschichte, die ich zu rekonstruieren behaupte.

Die letzte Plastik liegt also nicht in einem Depot in Berlin-Dahlem. Sie entsteht hier, in diesem Raum, gemeinsam.

Aber vielleicht war die letzte Plastik tatsächlich die Menschheit, die ihre Umwelt formte und dabei selbst geformt wurde.

Joseph Beuys träumte doch von einer Sozialen Plastik, von einer Gesellschaft, die sich durch gemeinsames Handeln gestaltet – formt. Jeder Mensch ein Künstler, sagte er.

Und wissen Sie – diese Plasticozän-Epoche hat ihn beim Wort genommen, hat seine Idee auf eine groteske Weise verwirklicht.

Seine Idee, dass alles formbar ist – auch die Gesellschaft.

Die Plastik-Ära hat daraus gemacht: Alles ist wegwerfbar – auch die Zukunft.

Doch ich frage mich, ob wir den entscheidenden Fund vielleicht noch gar nicht gemacht haben. Denn was, wenn die letzte Plastik nicht ein letzte Objekt ist, das wir hinterlassen?

Was, wenn die letzte Plastik die letzte Form ist, in die wir uns selbst gebracht haben?

Berlin, 30.10.2026

